



Geöer

## DOKUMENTATION

7. KULTURKONFERENZ RUHR  
KULTURORTE FÜR EINE  
METROPOLE DER VIelfALT?  
ZUR ZUKUNFT KULTURELLER  
RÄUME UND INSTITUTIONEN

14. SEPTEMBER 2018  
LANDSCHAFTSPARK  
DUISBURG-NORD





BEGRÜSSUNG UND EINSTIMMUNG  
AUF DAS PROGRAMM

08/11

»ARBEIT AN EINER GESELLSCHAFT DER VIELEN  
IST IN ERSTER LINIE AUCH ARBEIT AN SICH  
SELBST; ES GEHT DARUM, DIE ANGST VOR DEM  
ANDEREN IN SICH SELBST ZU AKZEPTIEREN.«

ZUR LAGE DER REGION 1

12/13

»WIR KENNEN MITTLERWEILE UNZÄHLIGE  
AUSREDEN, WARUM ES JETZT NOCH  
NICHT GEHT, ABER BALD.«

IMPULS 1

14/17

»ES IST KEIN ZEICHEN VON GESUNDHEIT,  
AN EINE VON GRUND AUF KRANKE  
GESELLSCHAFT GUT ANGEPASST ZU SEIN.«

GESCHICHTEN  
VON KÜBRA GÜMÜŞAY

ZUR LAGE DER  
REGION 2

18/19

»WAS MUSS MAN HIER EIGENTLICH NOCH  
MACHEN, DASS MAN GLEICHGESTELLT WIRD  
UND DIE MÖGLICHKEIT HAT, EIN HAUS FÜR  
EINE MULTIKULTURELLE GESELLSCHAFT ODER  
JUNGE KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER  
INS LEBEN ZU RUFEN?«

IMPULS 2

20/21

»WIR MÜSSEN AUCH ÜBER DIE FRAGE  
NACHDENKEN, WAS EIGENTLICH  
PARTIZIPATION IST, SEIN MUSS UND WAS  
SIE EBEN NICHT IST.«

KUNST UND WISSEN  
DIVERSIFIZIEREN

24/25

»DIE GESELLSCHAFT HIER GIBT VOR,  
EINSPRACHIG UND MONOKULTURELL ZU  
SEIN. ABER DIE REALITÄT IST EINE ANDERE.«

WESSEN ERBE? NEUER,  
KRITISCHER BLICK AUF BESTÄNDE,  
MUSEEN UND GESCHICHTE(N)

26/27

»WER BESTIMMT, WELCHE GESCHICHTEN  
AUF WELCHE WEISE ERZÄHLT WERDEN?«

WER IST »WIR«? IDENTITÄT UND  
PLURALISTISCHE GESELLSCHAFT

28/29

»WENN WIR IDENTITÄT NEU  
DEFINIEREN, DANN BRAUCHEN WIR  
KEINE INTEGRATION, SONDERN HALTEN  
ES AUS, DASS WIR AUS MULTIPLLEN  
IDENTITÄTEN BESTEHEN.«

WEM GEHÖRT DAS? INSTITUTIONEN  
UND DEUTUNGSHOHEIT

30/31

»VORHANDENE FÖRDERSTRUKTUREN  
MACHEN SOLIDARITÄT IN VIELEN  
BEREICHEN UNMÖGLICH.«

ZUSAMMENFASSUNG  
DER GRUPPEN

32/35

»KUNST MUSS DEMOKRATISCHER  
GESTALTET WERDEN, AUF AUGENHÖHE.  
DAS GILT AUCH FÜR DIE ART, WIE WIR  
KUNST BEWERTEN.«



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Nina Sonnenberg, *Moderatorin*  
Thomas Krützberg, *Kulturdezernent der Stadt Duisburg*  
Klaus Kaiser, *MdL, Parlamentarischer Staatssekretär Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW*  
Karola Geiß-Netthöfel, *RVR-Regionaldirektorin (Foto: RVR/Volker Wiciok)*  
Johanna-Yasirra Kluhs, *Interkultur Ruhr*  
Fabian Saavedra-Lara, *Interkultur Ruhr*



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Inez Boogaarts, *Geschäftsführerin Zukunftsakademie NRW (ZAK)*  
Florian Fiedler, *Intendant Theater Oberhausen*  
Kübra Gümüşay, *Publizistin und Aktivistin*  
Zekai Fenerci, *Geschäftsführer/Künstlerischer Leiter Pottporus e.V.*  
Ayşe Güleç, *Kultur- und Sozialarbeiterin*  
Stefan Hilterhaus, *Künstlerischer Leiter und Geschäftsführer PACT Zollverein*  
Madhusree Dutta, *Künstlerische Leiterin Akademie der Künste der Welt*



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Bridget Fonkeu, *Wissenschaftl. Mitarbeiterin Technische Universität Dortmund*  
Aurora Rodonò, *Moderatorin*  
Dietmar Osses, *Museumsleiter LWL-Industriemuseum Zeche Hannover*  
Dr. Katrin Schaumburg, *Wissenschaftliche Mitarbeiterin Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMID)*  
Ahmet Necati Sezer, *Gründungs- und Vorstandsmitglied Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V. (DOMID) (Foto: privat)*  
Dr. Sophia Prinz, *Koordinatorin »Mobile Welten«, Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder*



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Dr. Norbert Reichling, *Leiter Jüdisches Museum Westfalen (Foto: privat)*  
Prasanna Oommen, *Moderatorin*  
Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan, *Wissenschaftlicher Leiter Zentrum für Türkeistudien und Integrationsforschung Universität Duisburg-Essen*  
Guy Dermosessian, *KALAKUTA SOUL RECORDS*  
Veye Tatah, *Verlagsleitung AFRICA POSITIVE Magazin*



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Britta Peters, *Künstlerische Leiterin Urbane Künste Ruhr (Foto: RVR/Oliver Haas)*  
Uri Bülbül, *Sprecher Katakomben-Theater Essen*  
Nesrin Tanç, *Moderatorin*  
Emilia Hagelganz, *Künstlerische Leiterin Labor für sensorische Angelegenheiten e.V. (Labsa)*  
Jan-Philipp Possmann, *Künstlerischer Leiter und Geschäftsführer zeitraumexit*



**VON LINKS NACH RECHTS:**

Betty Schiel, *freie Kuratorin (Labsa)*  
Sebastian Brohn, *Ringlokschuppen Ruhr*  
Christina Danick, *Urbane Künste Ruhr*  
Ulrike Günther, *freie Regisseurin*  
Moritz Kotzerke, *freier Künstler*  
Stefan Schroer, *Netzwerk X (Foto: privat)*  
Wendpanga Eric Segueda, *Moderator*





## BEGRÜSSUNG UND EINSTIMMUNG AUF DAS PROGRAMM

### GRUSSWORT:

Thomas Krützberg, *Kulturdezernent der Stadt Duisburg*

Grußwort und Eröffnung durch die Veranstalter: *Parlamentarischer Staatssekretär Klaus Kaiser MdL, Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW*

Karola Geiß-Netthöfel, *Regionaldirektorin RVR*

Johanna-Yasirra Kluhs und Fabian Saavedra-Lara, *Interkultur Ruhr*

TAGESMODERATION:

Nina Sonnenberg

Scham. Stolz. Zuversicht. Starke Emotionen prägten die Eröffnungsreden der siebten *Kulturkonferenz Ruhr*. Zugleich hatten sie eine hochpolitische Dimension. »Wir haben«, so *RVR-Regionaldirektorin Karola Geiß-Netthöfel*, »dieses Thema vor etwa einem Jahr festgelegt, und wir sind heute aktueller denn je. Und das ist keine gute, das ist eine beunruhigende Nachricht«. Umso wichtiger sei es, so *Johanna-Yasirra Kluhs* und *Fabian Saavedra-Lara*, *Kuratoren des Projekts Interkultur Ruhr* und Co-Organisatoren der *Kulturkonferenz*, gemeinsam und stetig an einer »Gesellschaft der Vielen« zu arbeiten.

Mit Duisburg, so *Kulturdezernent Thomas Krützberg*, habe die Konferenz dabei eine Stadt gewählt, die nicht nur traditionell von Einwanderung geprägt sei, sondern sich auch intensiv mit dem Thema auseinandersetze, und das »schon zu Zeiten, als andere es noch ablehnten, Deutschland als Einwanderungsland zu begreifen«. Kernaufgabe des gesellschaftlichen Handelns sei Integration; eine Herausforderung auch für die Kultur, insbesondere »in einer Zeit gesellschaftlicher Spannungen, die wir in den letzten Wochen und Monaten plastisch vor Augen geführt bekommen haben«. Ereignisse, auf die sich auch der *Parlamentarische Staatssekretär Klaus Kaiser* bezog, als er versicherte, dass die Landesregierung sich gegen jede Form von Rassismus und Extremismus einsetze, »sei er politisch, sei er religiös«. Mindestens ebenso wichtig seien jedoch auch Maßnahmen zur Demokratiebildung in der Jugendarbeit, der politischen Bildung und in den Schulen sowie spe-

zielle Förderprogramme zur Integration von geflüchteten Menschen.« Zentrale Aufgabe der *Kulturkonferenz* sei es, der Frage nachzugehen, wie es noch besser gelingen könne, eine »kooperative Gesellschaft der Vielen« zu ermöglichen. Und zwar, indem konkret an Möglichkeiten der Veränderung gearbeitet wird. Ein »schwieriger Prozess«, der durchaus auch »materielle und ideelle Besitzstände« infrage stelle. Ein Prozess, für den kein »Masterplan« existiere, der die »Diversitätsorientierung von Kultureinrichtungen« steigern müsse. Stattdessen müsse man je nach Art des Hauses unterschiedliche Wege gehen, individuell die Bereiche »Personal, Programm, Publikum und Presse« hinterfragen. Kaiser: Ist die Kulturszene im Ruhrgebiet dafür bereit?

Sie ist es, und sie ist bereits auf einem guten Weg, versicherte *Karola Geiß-Netthöfel*. Die Menschen im Ruhrgebiet hätten schon immer, »schon im Bergbau«, Wege gefunden, um sich zu verständigen. Sicher: Auch die Metropole Ruhr sei nicht frei von Rassismus. Und doch begreife man Zuwanderung hier als Chance. In diesem Prozess komme Impulsgebern besondere Bedeutung zu: »Die *Kulturkonferenz* hat es immer geschafft, den Diskurs zu eröffnen.« Und dieser sei aktuell wichtiger denn je. »Ich sage Ihnen ganz deutlich: Ich schäme mich für die Bilder, die im Moment durch die Medien gehen. Und ich schäme mich auch für Politiker, die das Ganze noch in Abrede stellen.« Neue Impulse in Sachen Interkultur – die *Kulturkonferenz* des Jahres 2013 habe sie geliefert. »Seitdem hat das

## FÖRDERFONDS INTERKULTUR RUHR

Der *Förderfonds Interkultur Ruhr* unterstützt seit 2016 mit jährlich rund 200.000 Euro künstlerische, soziokulturelle und interdisziplinäre Initiativen und zielt auf „ein bereicherndes interkulturelles Zusammenleben im Ruhrgebiet“. Als gemeinsames Vorhaben von *Regionalverband Ruhr* und *Kulturministerium NRW* richtet sich der Fonds an alle Sparten und Bereiche des Kulturschaffens sowie der kulturellen Bildung und der Soziokultur.





**»ARBEIT AN EINER  
GESELLSCHAFT DER VIELEN IST  
IN ERSTER LINIE AUCH ARBEIT  
AN SICH SELBST; ES GEHT  
DARUM, DIE ANGST VOR DEM  
ANDEREN IN SICH SELBST ZU  
AKZEPTIEREN.«**

Thema weiter an Bedeutung gewonnen.« Die Arbeit von *Interkultur Ruhr* finde Zuspruch und Anerkennung in der ganzen Region, und auch der *Förderfonds Interkultur* von RVR und Land werde sehr gut in Anspruch genommen. »Hier kann man mit wenigen tausend Euro viel erreichen.«

Und dennoch: Es bedarf der steten Mahnung. Man habe, so Johanna-Yasirra Kluhs, mit der Frage nach einer Metropole der Vielfalt ganz bewusst eine Wiederholung initiiert, um gemeinsam »Stagnationen, Backlashes, aber auch Errungenschaften« sichtbar zu machen. »Wiederholungen sind notwendig, denn die Arbeit an einer Metropole der Vielfalt hört nicht auf.« Dass dabei künstlerisches und

politisches Handeln nicht voneinander getrennt werden können, habe die Arbeit am Projekt *Interkultur* von Anfang an gezeigt. »Deshalb ist es notwendig, die eigene Angst da zu überwinden, wo Entschiedenheit gefragt ist. Das scheint umso dringlicher, je stärker Dimensionen möglicher Vielfalt laut und ideologisch befragt werden. Arbeit an einer *Gesellschaft der Vielen* ist in erster Linie auch Arbeit an sich selbst; es geht darum, die Angst vor dem Anderen in sich selbst zu akzeptieren. Und da, wo die Fragilität dieser Vorgänge von Menschen verunmöglicht wird, müssen Grenzen gesetzt werden.«

Voraussetzung für eine gleichberechtigte Diskussion über Macht, Repräsentation, soziale Position und Ressourcen sei, so Fabian Saavedra-Lara, jedoch zunächst die Kultivierung einer Streitkultur quer durch die Gesellschaft, die bewusste »Pflege des Uneinverständenseins« – »eine Hoffnung, die wir auch mit der *Kulturkonferenz* verknüpfen«. Zugleich bedürfe es neben Worten auch kulturpolitischen Handelns: »Unser Dialog mit Akteurinnen und Akteuren hat ein über das andere Mal aufgezeigt, wie prekär das Feld nach wie vor aufgestellt ist. Deshalb lassen Sie uns bitte Wege finden, diese Menschen langfristig und unabhängig von temporär begrenzten Projekten zu unterstützen und ihnen somit dieselbe Wertschätzung und Anerkennung zukommen zu lassen wie den vielen anderen Sparten kultureller und künstlerischer Arbeit auch.« Ein erster Schritt: eine Landkarte, auf der sich all jene eintragen könnten, die an einer *Gesellschaft der Vielen* arbeiten. Das Ziel: Sichtbarmachung, im wortwörtlichen Sinn.

## ZUR LAGE DER REGION 1

Inez Boogaarts, Geschäftsführerin  
Zukunftsakademie NRW (ZAK)  
Florian Fiedler, Intendant Theater  
Oberhausen

### MODERATION:

Nina Sonnenberg

»Wenn man – vielleicht das einzige Mal in seinem Leben – so ein Haus anvertraut bekommt, dann sollte man auch die Chance nutzen und versuchen, etwas zu verändern.« Selbstkritisch und offen berichtete Florian Fiedler, seit der Spielzeit 2017/2018 Intendant am Theater Oberhausen, von seiner aktuellen Zusammenarbeit mit der Zukunftsakademie NRW. Und zog dabei gemeinsam mit ZAK NRW-Geschäftsführerin Inez Boogaarts, so Moderatorin Nina Sonnenberg, »eine Art Gegenwartsanalyse«. Diese fiel gleichwohl nicht in allen Punkten positiv aus.

Er habe, so Fiedler, in Oberhausen eine Situation vorgefunden, die »gar nicht so viel anders war als an den anderen Theatern, an denen ich vorher gearbeitet habe«. Was allerdings »kein gutes Zeichen« sei, sondern

Ein Status quo, den weder Fiedler so hinnehmen wollte noch sein Ensemble. »Heute Morgen wurden die vier P genannt: Personal, Programm, Publikum, Presse. Es gibt noch einen fünften Punkt: die interne Struktur. Und mit der haben wir begonnen.« Wie reden wir miteinander? Wie arbeiten wir miteinander? Und wie machen wir uns in einer »Gesellschaft des strukturellen Rassismus« bewusst, dass wir uns bisweilen rassistisch verhalten? Mit Fragen wie diesen wandte sich das Theater an die Zukunftsakademie NRW – und traf dort auf die »richtigen Expertinnen und Experten«.

Seit 2013 arbeitet die ZAK NRW intensiv an strukturellen Veränderungen der Kulturlandschaft in Nordrhein-Westfalen. Das Ziel: mehr Diversität. In Oberhausen, wo man

## »WIR KENNEN MITTLERWEILE UNZÄHLIGE AUSREDEN, WARUM ES JETZT NOCH NICHT GEHT, ABER BALD.«

eher ein schlechtes: »Es gab ein Ensemble, das zu zwei Dritteln aus Männern bestand, die auch deutlich besser bezahlt wurden, nämlich ziemlich genau um 20 Prozent mehr als die Frauen. Es gab fast keine Menschen mit Migrationshintergrund, im Ensemble nicht, in der Leitungsstruktur nicht und auch sonst nicht so sehr.« Und das Programm? War deutlich geprägt »vom klassischen deutschen Bildungskanon«. Kurz: »Ein übliches deutsches Stadttheater und das, obwohl Oberhausen zu Recht den Ruf hat, international im Austausch zu sein.«

schon immer »sehr offen« für interkulturelle Projekte gewesen sei, habe die ZAK NRW, so Boogaarts, gemeinsam mit der Stadt und ihren Kulturinstitutionen ein »Modellprojekt« entwickelt, »was vor allem bedeutet, dass wir vieles ausprobieren«. Anders als *Interkultur Ruhr*, wo man »in künstlerischen Prozessen« unterwegs sei, arbeite die ZAK NRW struktureller, langfristiger, dabei jedoch »nicht unbedingt langweiliger«; tatsächlich ergänzten sich beide Angebote wunderbar. Nicht immer jedoch fallen die Ideen der *Zukunftsakademie NRW* auf so fruchtbaren Boden wie am



### THEATERPROJEKT D.RAMADAN

An 23 Abenden, vom 16. Mai bis 15. Juni 2018, begleitete das Projekt *D.ramadan des Theaters Oberhausen* den islamischen Fastenmonat. Mit Programm bis zum Sonnenuntergang, gemeinsamem Fastenbrechen und gemeinsamen Diskussionen. Neben Lesungen, Vorträgen und Performances wurden dabei auch unterschiedliche religiöse Bräuche thematisiert.

*Theater Oberhausen*, wo das Ensemble mit einem gemeinsamen Workshop einen Anfang wagte. Boogaarts: »Wir kennen mittlerweile unzählige Ausreden, warum es jetzt noch nicht geht, aber bald, vielleicht, wenn diese Generation im Ruhestand ist, irgendwann dann in zehn oder 15 Jahren.« Das bedeute durchaus harte Vermittlungsarbeit, mache unterschiedliche Taktiken notwendig. »Wir gehen verführerisch ans Werk und ab und zu mit Irritationen.« Zugleich sei klar, dass Veränderungen auch »wehtun« könnten. Da habe ein Stadttheater gerade erst ein neues Programm vorgelegt – »und dann rege Anti-Reaktionen vom Stammpublikum bekommen«. »Schmerzen«, die man aushalten müsse, konstatierte Fiedler, die bisweilen sogar »nur in der eigenen Fantasie« existierten. »Zu unserem Projekt *D.ramadan* gab es im Vorfeld auch Menschen aus dem Stammpublikum, die fragten, was das soll. Und dann hat sich das Ganze zu einem unserer größten Hits entwickelt. Wir hatten jeden Abend eine Auslastung von 120 bis 150 Prozent.« Man dürfe, so sein Fazit, keine Angst vor Veränderungen haben. Wichtiger noch: »Da, wo die Angst ist, geht es lang.«



## IMPULS 1

Kübra Gümüſay,  
Publizistin und Aktivistin

Es war die Geschichte eines schleichenden Prozesses, die Kübra Gümüſay erzählte. Eines sehr persönlichen. Und eines gesamtgesellschaftlichen. Was mit einem Bericht über das »Unwohlſühlen« in der eigenen Heimat, die eigene Anpassung und das allmähliche Gewöhnen an Ausgrenzung begann, endete in einem emotionalen Appell gegen Gleichgültigkeit und Konformität. Gümüſay forderte dabei nicht nur eine gemeinsame »Rebellion gegen die Diktatur des Rechtspopulismus«, sondern auch Mut zur »Kulturdiplomatie«, die Institutionen und Agierende in die Pflicht nehme. Denn eines sei nicht mehr möglich: »Kunst ohne Haltung«.

**»ES IST KEIN ZEICHEN VON GESUNDHEIT, AN EINE VON GRUND AUF KRANKE GESELLSCHAFT GUT ANGEPAST ZU SEIN.«**

»Es ist«, zitierte Gümüſay den Philosophen Jiddu Krishnamurti, »kein Zeichen von Gesundheit, an eine von Grund auf kranke Gesellschaft gut angepasst zu sein«. Doch genau dies sei noch zu oft nackte Realität. Eine Haltung, die der »Strategie von Rechtspopulisten« nicht nur unmittelbar in die

Karten spiele, sondern genau aus dieser Strategie resultiere. Deren Ziele? »Die Diktatur der Inhalte, mit denen wir uns beschäftigen sollen. Die Diktatur der Form, in der wir uns miteinander beschäftigen sollen. Die Diktatur der ständigen Wiederholung dieser Beschäftigung – bis wir uns selbst vergessen.«

Ein schleichender Prozess auf vielerlei Ebenen, dessen wichtigstes Mittel ein weltumspannendes ist: »Die Strategien von AfD, Pegida und Konsorten lassen sich nicht ohne das Internet erklären und lassen sich nicht ohne ein geschulteres Bewusstsein für die Einflüsse des Netzes lösen. Das Internet spült das hässliche Gesicht unserer Gesellschaft an die Oberfläche und macht den Hass sichtbar, der zuvor nur für die Betroffenen sichtbar war.« Hass werde nicht mehr sanktioniert, sondern sei Teil einer »neuen Normalität« – »sie glauben, sie hätten das Recht zu hassen; sie glauben, sie dürften«. Eine Einstellung, die der »Echo-Channel des Internets« sorgsam untermauere, durch gezielte Auswahl dessen, was wir zu sehen bekommen. Das Ergebnis: eine eindimensionale Wahrnehmung der Welt, hervorgebracht von Algorithmen, und fruchtlose Kommunikation auf unterschiedlichen Bedeutungsebenen. Das Internet: »ein Paradies für Extremisten aller Couleur«, ein »Vorbote dessen, was uns offline erwartet«. Sind wir uns, fragte Gümüſay, »dieser Gefahr bewusst?«

Einer Gefahr, die nicht mehr nur an den Rändern der Gesellschaft drohe, sondern die Mitte längst erreicht habe. Themen wie der Islam, wie Rassismus, Migration,

Geflüchtete und Feminismus seien nicht »per se« polarisierend; »sie werden es erst, indem einschlägige Blogs und Foren unsere Kommentarspalten fluten«. Gezielt platzierte Meinungsmache, versteckt hinter dem Eindruck gesellschaftlicher Meinungsvielfalt. »Ziel der Kommentatoren ist nicht nur Einschüchterung der Schreibenden, sondern vor allem die Beeinflussung derer, die mitlesen.«

Und wir? Wir spielten aus dem Drang nach Konformität, nach Rechtfertigung heraus das Spiel der kalkulierten Provokationen mit. »Wir haben die AfD so groß gemacht wie sie heute ist, weil unsere extensiven Diskussionen sie legitimiert haben.« Und wir darüber eigene Themen vergessen hätten. Nur eine Talkshow, so Gümüſays Fazit, habe sich im vergangenen Jahr mit dem Thema Bildung befasst. »Es ist unsere Aufgabe, eine eigene Agenda zu setzen.« Ebenso müsse die eigene Kommunikation überdacht werden. Wir müssten – nach den Worten Robert Jones' – erkennen, »dass wir uns streiten und

trotzdem lieben können«, solange diese Streitkultur weder auf Unterdrückung fußt, noch die Rechte anderer verletzt.

Vor allem jedoch, zitierte Gümüſay Heribert Prantl, müssten wir, »aufhören zu warten, dass irgendjemand anfängt«. »Wir könnten zum Beispiel aufhören, das Eintreten für die Ideale in dieser Gesellschaft den immer gleichen Menschen zu überlassen, den Aktivistinnen und Aktivistinnen, der Politik, den Bildungsinstitutionen.« Auch Kunst und Kultur stünden in der Verantwortung: »Einfach nur unterhalten, ohne Haltung und zugleich einem Anspruch auf Intellekt, ist in der gegenwärtigen Stimmung pure Ignoranz.« Eine »Verantwortungslosigkeit«, der mit dem von Prof. Dr. Martin Roth geprägten Begriff der »Kulturdiplomatie«, mit der Verfolgung »weicher politischer Ziele« auch in Kulturinstitutionen, begegnet werden müsse. Aus ethischer und moralischer Verantwortung. Und letztlich, so Gümüſay, mit dem Ziel, »uns selbst nicht zu vergessen«.

**»WIR KÖNNTEN ZUM BEISPIEL AUFHÖREN, DAS EINTRETEN FÜR DIE IDEALE IN DIESER GESELLSCHAFT DEN IMMER GLEICHEN MENSCHEN ZU ÜBERLASSEN.«**





## GESCHICHTE UNSER AUFTRAG IST KLAR

Kübra Gümüşay

### Diese Geschichte setzt an im Sommer, wenige Wochen vor den Bundestagswahlen.

Bevor ich mit dem Vortrag beginne, würde ich gerne einen Text mit euch teilen, den ich kurz nach den deutschen Bundestagswahlen im September des letzten Jahres schrieb. Die AfD gelangte mit fast 15 Prozent in den Deutschen Bundestag. Und ich fragte mich: Wie ist damit umzugehen?

Mein Herz pocht. Meine Brust verengt sich. Ein Gefühl der Beklommenheit steigt in mir hoch. Der Sommer ist vorbei. Ich bin nach Wochen des Reisens durch die Weltgeschichte endlich wieder in meiner Heimatstadt Hamburg, in Deutschland gelandet. Am Flughafen steigen wir in die Bahn. Vorsichtig versuche ich, die Gesichter der Menschen um uns herum zu deuten. Sind sie freundlich oder abweisend? Sollen wir diesen Wagon lieber meiden oder können wir hier in Ruhe sitzen bleiben? Was denken sie über mich? Über meinen Mann? Unser Kind?

Wenige Minuten zuvor standen wir an der Passkontrolle und wurden von einem Polizeibeamten begrüßt, der uns anwies und dabei fast schrie: »Alle ohne deutschen Pass – da anstellen! Da!« Immer wieder lief er durch die Reihen und rief schließlich nur noch »Türken da hin! Türken da hin!«, damit auch die letzten türkischen Urlauber die richtige Schlange und Stellung in dieser Gesellschaft fanden. Er schaute uns eindringlich an, doch wir blieben stehen – wir, mit unseren deutschen Pässen. Dann ging er weiter durch die Reihen, fuchtelte wild mit den Händen als seien es nicht Menschen sondern lästige Fliegen, die er loszuwerden versucht.

Die Blicke der Menschen gegenüber uns waren andere, als wir sie in unseren Reisen in den letzten Wochen erlebt hatten. Manch einer blickte abwertend, andere hämisch – andere verzogen bei unserem Anblick ihre Gesichter oder rempelten mich unwirsch an. Ich schaute meinen kleinen Sohn an, der ganz un-

voreingenommen die Menschen um sich herum beobachtete, ihren Blickkontakt suchte, bei manchen fand, bei vielen ignoriert wurde. Ich fühlte mich unwohl. Hier. In meiner Heimatstadt. Meinem Heimatland. Diese Sätze dachte ich, aber ich traute mich nicht, sie zu sprechen. Dann drehte ich mich zu meinem Mann und fragte mich, ob er sich auch unwohl fühlt – oder ob nur ich es bin. Ob ich womöglich zu empfindsam bin. Er ist mütterlicherseits herkunftsdeutsch, väterlicherseits türkisch. Ihm sieht man weder die Herkunft, noch die Religion im ersten Moment an. Doch wenn wir gemeinsam unterwegs sind, erlebt er eine andere Gesellschaft als wenn er alleine ist.

Schließlich sagte ich leise, flüsternd. »Ich fühle mich unwohl.« Zu meiner Überraschung schaute er zu mir, beugte sich vor und sagte: »Ich auch.« Und dann fuhr er fort und zählte all jene Momente, Begegnungen, Blicke und Worte auf, die auch mich seit unserer Ankunft beklommen gemacht hatten.

Ich war erleichtert. Erleichtert bestätigt zu bekommen, dass nicht ich es war, die womöglich überempfindlich, übersensibel auf ihre Umgebung reagierte.

An diesem Tag war nichts Herausragendes geschehen. Niemand hatte mich offen beschimpft oder angeschrien, wie an manch anderen Tagen. Und wäre ich nicht gerade wochenlang durch die Weltgeschichte gereist, wäre dieser Tag absolut gewöhnlich gewesen.

Doch erst im Vergleich fallen die Schwere, das Unbehagen radikal auf. Werden sie unerträglich. In den Tagen danach gewöhnte ich mich wieder an diese Schwere im Magen – bis ich gänzlich vergaß. Ihr Dasein wird zu unserem. Ein Teil von uns.

Einige Wochen später saß ich vor dem Fernseher – zusammen mit den Redakteuren

einer großen deutschen Wochenzeitung. »Wir werden sie jagen«, rief Gauland, Spitzenkandidat der AfD, als die Ergebnisse verkündet worden waren. Die Bundesregierung solle sich warm anziehen und: »Wir werden uns unser Volk zurückholen.« Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Auf alles war ich vorbereitet gewesen, aber nicht auf die Wucht, die Kälte dieser Worte. Als ich durch die Straßen ging, fragte ich mich, welche dieser Menschen jene sind, die für diese Partei gestimmt haben, deren Programm auf dem Hass gegenüber einer religiösen Minderheit in ihrem Land aufbaut. Ich fragte mich, welche der Menschen, denen ich begegnete, gegen die Zugehörigkeit von Menschen wie mir gestimmt hatten. Ein Tag verging. Zwei Tage vergingen. Und meine Augen hörten auf, nach Antworten zu suchen. Ich hatte mich an den Schauer, die Kälte gewöhnt.

Bis ich zufällig diese Worte des jüdischen Philosophen Rabbi Abraham Joshua Heschel las: »I would say about individuals, an individual dies when he ceases to be surprised. I am surprised every morning that I see the sunshine again. When I see an act of evil, I am not accommodated. I don't accommodate myself to the violence that goes on everywhere; I'm still surprised. That's why I'm against it, why I can hope against it. We must learn how to be surprised, not to adjust ourselves. I am the most maladjusted person in society.«

Während ich diese Worte las, hallten die Worte des indischen Philosophen Jiddu Krishnamurti in meinem Kopf: »Es ist kein Zeichen von Gesundheit, an eine von Grund auf kranke Gesellschaft gut angepasst zu sein.«

Ich habe keine Ahnung, wie das gehen soll. Überrascht bleiben. Nicht an Unrecht gewöhnen. Und trotzdem leben. Freude am Leben haben. Aber ich denke, mein Auftrag ist klar. Unser Auftrag ist klar.

## GESCHICHTE IMMER HÄUFIGER STELLT MAN MIR EINE FRAGE ...

Kübra Gümüşay

Immer häufiger stellt man mir eine Frage, auf die ich gar keine Antwort haben will. Denn sie führt mich an einen Punkt, vor dem mir graut, an den ich nicht kommen will. Manchmal wartet jemand nach einem meiner Vorträge darauf, dass die Menschentraube um mich herum kleiner wird und dann, wenn kaum jemand noch da ist, kommt diese Person näher, lächelt zurückhaltend und fragt mich dann leise diese Frage. Ich kann dann nur erahnen, welche Ängste und Befürchtungen die Person zu genau dieser Frage veranlassen. In langen E-Mails erhalte ich dieselbe Frage – häufig nachts, zu späterer Uhrzeit, wenn die Kinder des oder der Schreibenden schon längst im Bett sind, die Besorgnis jedoch die Person, die mir schreibt, um den Schlaf bringt.

Immer öfter fällt diese Frage auch abends unter meinen Freundinnen und Freunden. Irgendwann, wenn wir lange genug beisammen gesessen haben, gemeinsam gelacht, uns über Oberflächlichkeiten und Banalitäten unterhalten haben, ist Zeit, um »Klartext« zu reden. Wobei es in den letzten Monaten immer weniger lange dauerte, bis jemand tief einatmete und die Frage in den Raum stellte. Ungemütlich wird es dann. Die Mundwinkel fallen. Es ist mir so unangenehm dramatisch. Ich will diese Angst nicht. Ich will mich nicht damit beschäftigen. Ich will verdrängen. So lange es geht. Doch wie lange ist »so lange es geht«? Es fällt mir immer schwerer, diese Frage nicht auszusprechen.

Wann ist der Punkt gekommen, an dem die Zukunft so ungewiss, die Ungewissheit wiederum so furchterregend ist, dass es besser wäre, ohne viel Aufsehen Deutschland, meine Heimat, zu verlassen? Der Punkt, an dem Hoffnung zu Naivität und Optimismus

zu Zynismus wird? Woran erkenne ich diesen Moment? Vielleicht, wenn ein Mob vermeintliche »Ausländer« jagt? Wenn Geflüchtetenunterkünfte brennen? Wenn Synagogen und Moscheen angegriffen werden? Wenn eine rechtsextreme Terrororganisation jahrelang unbehelligt Menschen ermordete? Wenn der Verfassungsschutz eine rechtsextreme Partei deckt und rechte Gewalt relativiert? Wenn eben jene Partei im Bundestag sitzt? Wenn ein Bundesinnenminister zum Amtsantritt die nationale Zugehörigkeit der Muslime in Frage stellt? Wenn ein fremder Anzugträger am Flughafen grundlos auf dich zusteuert und mit voller Wucht deinen Kinderwagen umschmeißt? Und dein Kind das nur deshalb unbeschadet übersteht, weil es gerade erst wenige Wochen alt, tief und fest im Tragetuch an deiner Brust schläft, versteckt unter deinem Mantel? Vielleicht dann? Alles geschehen.

Noch weigere ich mich, mein Herz für diese Frage zu öffnen, denn es fühlt sich ein bisschen wie Untreue an. Wie wenn ich in einer Partnerschaft wäre, bei der ich mich nicht ganz festgelegt hätte, und immer nach außen schielte, weil ich innerlich bereits mit dieser Partnerschaft abgeschlossen hätte. Und ich mich deshalb nur noch fragte: Wann soll ich hier raus?

Doch ich habe mit meiner Heimat nicht abgeschlossen. Weil ich Deutschland noch nicht aufgegeben habe. Nicht aufgeben will. Weil ich hoffe, dass sich die vielen Nicht-Betroffenen und Betroffenen in meiner Heimat jetzt und jeden Tag fragen: Wann sind sie, diese Anfänge, denen wir wehren müssen? Denn auf diese Menschen und diese Frage und die Bereitschaft, diesen Hass zu stoppen, zähle ich.

»WANN IST DER PUNKT GEKOMMEN,  
AN DEM DIE ZUKUNFT SO UNGEWISS,  
DIE UNGEWISSHEIT WIEDERUM  
SO FURCHTERREGEND IST, DASS  
ES BESSER WÄRE, OHNE VIEL  
AUFSEHEN DEUTSCHLAND, MEINE  
HEIMAT, ZU VERLASSEN?«



#### POTTPORUS E.V.

Pottporus aus Herne fördert und betreut, seit 2007 als eingetragener Verein, urbane Künstlerinnen und Künstler aller Ausdrucksformen. Das Ziel: einen »unverzichtbaren Beitrag zur künstlerischen Vielfalt in der Kulturlandschaft NRW« zu leisten. Pottporus arbeitet international, interdisziplinär und kooperiert regelmäßig mit Städten, Kommunen, Kultur- und Bildungsreinrichtungen der Region. Zu Pottporus gehören mittlerweile die Tanzkompanie Renegade und die HipHop-Tanzakademie; der Verein zeichnet zudem für das biennale Pottporus Festival und das Jugendfestival HipYo! verantwortlich, das aus der 2009 gegründeten Sparte Junges Pottporus hervorgegangen ist. [www.pottporus.de](http://www.pottporus.de)

## ZUR LAGE DER REGION 2

### REFERENT:

Zekai Fenerci, Geschäftsführer/ Künstlerischer Leiter Pottporus e.V. und Künstlerischer Leiter der Tanzkompanie Renegade

### MODERATION:

Nina Sonnenberg

Jung, erfolgreich – und zu oft einfach noch unsichtbar: Es sei, resümierte Zekai Fenerci, Künstlerischer Leiter von Pottporus, prinzipiell »sehr gut« um die urbane Szene in der Metropole Ruhr bestellt. Doch wenn das generelle Ziel tatsächlich in einer tiefgreifenden Veränderung oder besser: Bereicherung der Kulturlandschaft in der Region bestünde, seien andere

noch einmal gezielt auf den Punkt. Seit 2003 kümmert sich Pottporus um die Professionalisierung und Förderung der HipHop- und Streetart-Kultur in der Region. Renegade, so Sonnenberg, habe sich mittlerweile zu einer renommierten, »wahnsinnig erfolgreichen« Kompanie entwickelt, deren Arbeit »nicht mehr viel mit der Kunst zu tun hat, die in den

**»WAS MUSS MAN HIER EIGENTLICH NOCH MACHEN, DASS MAN GLEICHGESTELLT WIRD UND DIE MÖGLICHKEIT HAT, EIN HAUS FÜR EINE MULTIKULTURELLE GESELLSCHAFT ODER JUNGE KÜNSTLERINNEN UND KÜNSTLER INS LEBEN ZU RUFEN?«**

Maßnahmen erforderlich. »Wir sind aktuell an einem Punkt, wo wir entweder aufhören, oder wo das Ganze auf eine andere Ebene gehoben wird«, zitierte Moderatorin Nina Sonnenberg Fenerci aus ihrem gemeinsamen Vorgespräch – und brachte dessen Desillusionierung damit

70er- und 80er-Jahren auf den Schulhöfen und Jugendzentren gemacht wurde«. Kunst, die längst nicht nur die Intendanten der Häuser, sondern auch das viel beschworene Stammespublikum erreiche. Und mehr noch. Fenerci: »Wir versuchen, mit unserer Arbeit auch Miss-

stände aufzuzeigen, versuchen, politisch zu sein. Nicht mit Shakespeare, nicht mit Hochkultur. Wir versuchen Themen und Ästhetiken auf die Bühne zu bringen, die vielleicht eine andere Sprache haben, die aber vielleicht auch an ein Publikum gerichtet ist, das so nicht ins Theater geht. Wir holen junge Leute ins Theater.« Und das mit Geschichten, die nicht unbedingt von Rassismus handelten, sondern die Themen aus dem urbanen Umfeld, der Stadt, der Heimat der Künstlerinnen und Künstler aus dem Iran, dem Senegal oder Russland aufgreifen. Positiven wie negativen Geschichten, aber »wir haben nicht das Gefühl, dass wir vorsichtig sein müssen, mit dem was wir sagen«. Zugleich genieße Renegade keine Förderung, gebe es keinen Jahresetat, habe man keine fest angestellten Mitarbeitenden. »Und da frage ich mich schon, auch vor dem Aspekt, was hier heute schon gesagt und gefordert wurde: Was muss man hier eigentlich noch machen, dass man gleichgestellt wird und die Möglichkeit hat, ein Haus für eine multikulturelle Gesellschaft oder junge Künstlerinnen und Künstler ins Leben zu rufen?« Wer kulturelle Veränderungen wolle, müsse sich nur umsehen. »Wir haben es ja. Wir tun es schon. Man liebt uns. Man applaudiert.« Wer, so Fenerci, verändern wolle, müsse auch so viel Mut aufbringen, andere »einfach mal machen zu lassen«, und bereit sein, zu sagen »okay, denen vertraue ich jetzt«. Sein Fazit, es wirkte müde: »Vielleicht tut sich jetzt etwas. Denn wir sind tatsächlich in einem Entscheidungsmoment, in dem wir sagen, vielleicht hören wir lieber auf; vielleicht können es andere besser.« Resignation, die mit einem entschiedenen »Nein!« aus dem Plenum beantwortet wurde.



## IMPULS 2

Ayşe Güleç,  
Kultur- und Sozialarbeiterin

Auch beinahe 70 Jahre nach dem ersten Anwerbeabkommen von Migrantinnen und Migranten ab Ende der 1950er-Jahre ist Interkultur, sind Diversität und Transkultur immer noch singuläre Phänomene in der deutschen Gesellschaft. Sie sind es, obwohl, so Ayşe Güleç, Migration ein »konstituierendes Moment dieser Gesellschaft« ist. Auch und gerade in Zeiten, in denen Migration, wie Horst Seehofer es jüngst formulierte, für manche als »Mutter des Problems« gelte.

Welche Räume brauchen wir, um uns miteinander verständigen zu können? Welche Institutionen benötigen wir, um neue Wissensproduktionen gemeinsam zu generieren? Diese Fragen, so Güleç, gelte es zu beantworten. Und vor allem gelte es, zu akzeptieren, dass, zitiert nach den Autoren Marc Hill und Erol Yildiz, die Trennung zwischen »Migrant und Nichtmigrant, Migration und Sesshaftigkeit« aufgelöst werden müsse, um tatsächlich »eingespielte Denkmuster« zu überwinden. Eine Forderung, die die Akti-

»MIGRATION IST  
EIN KONSTITUIERENDES  
MOMENT UNSERER  
GESELLSCHAFT.«

vistin an Beispielen festmachte, die konkret waren, eindringlich und durchaus persönlich. Das 1973 in Kassel gegründete Kulturzentrum Schlachthof etwa, an dem Güleç von 1999 bis 2016 arbeitete, gäbe es gar nicht, hätte nicht eine »erste Generation von Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern aus Ländern wie Spanien, Griechenland, der Türkei und Italien« für den Erhalt des Gebäudes gekämpft; auch, um dort selbst eigene Community-Arbeit zu leisten. Ähnlich die damalige Situation in den Fabriken. Der Wilde Streik bei Ford etwa wurde 1973 als einer der größten Arbeitskämpfe der deutschen Geschichte von migrantischen Arbeiterinnen und Arbeitern initiiert.

Aktive Protagonisten, aktives Eingreifen, entscheidende Interventionen: Auf diese Weise, resümierte Güleç, hätten die so genannten Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter im

Nachkriegsdeutschland »echte demokratische Aufbauarbeit« geleistet, die deutsche Gesellschaft mitgestaltet – »auch, wenn aktuell eine Bewegung aus AfD, verschiedenen Neonazis und manchen Personen aus demokratischen Parteien einen weißen homogenen Gesellschaftskörper herbeirufen, und wir wieder eine rassistische Spaltung und Gewalt erleben, die uns unweigerlich an die 60er-Jahre erinnert«.

Im kulturellen Feld gleichwohl gebe es durchaus »einen Ruf, eine Sehnsucht nach den anderen«, den Wunsch, sie »ins Haus« zu holen. »Aber das, was als anders markiert wird, verändert sich, entzieht sich den Zuschreibungen und ist widerständig.« Und so gäben die »Formen des Andersmachens« oftmals »viel mehr Auskunft über die Absender als über die Adressierten«. Kurz: »Wir müssen auch über die Frage nachdenken, was eigentlich Partizipation ist, sein muss und was sie eben nicht ist.« Wie schnell sich etwa gut gemeinte Kulturvermittlung ins Gegenteil verkehrt, zeigte Güleç am Beispiel der Veranstaltung *Mind the gap* auf. Die Konferenz, die 2014 in Berlin initiiert wurde, um kulturelle Schwellen für »bestimmte Bevölkerungsgruppen« abzubauen, fand ohne Beteiligung genau dieser Gruppen statt – und wurde von diesen deshalb mit der Gegenveranstaltung *Mind the trap* konfrontiert. Gleichberechtigte Einbeziehung von Adressatinnen und Adressaten, so Güleç, sehe anders aus. »Auch wenn Veranstaltungen wie diese *Kulturkonferenz* zeigen, dass sich schon einiges entwickelt hat, müssen sich Kultureinrichtungen fragen oder fragen lassen, an welchen Stellen Ausschlüsse institutionell, strukturell eingeschrieben sind, um die *Othring-Prozesse* zu unterstützen«.

Ihre Forderung: Zuhören und Hinsehen als politische Praxis. Die Überlebenden und Angehörigen der NSU-Opfer etwa seien nach den Taten durch die Medien weiterhin zu Fremden gemacht, türkisiert worden. Eine Tatsache, der sie sich bewusst widersetzen, indem sie sich als Subjekte einbrächten, »die das eine und zugleich das andere sind und sich durch Bomben und Angriffe nicht wegjagen lassen, weil sie ein Teil dieses Landes sind«. Das mehrtägige Projekt *Tribunal NSU-Komplex auflösen* habe dies bewusst machen wollen: »Der NSU hat konkrete Opfer getroffen; gemeint war aber die durch Migration geprägte, veränderte Gesellschaft.« Setzte man alle willkürlich ausgewählten NSU-Tatorte zusammen, wäre das Ergebnis eine



### AKTIONSBÜNDNIS NSU-KOMPLEX AUFLÖSEN

Das bundesweite Aktionsbündnis *NSU-Komplex auflösen* wurde 2014 von einer Allianz aus Betroffenen, Initiativen, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Aktivistinnen und Aktivisten sowie Kulturschaffenden gegründet, die sich mit strukturellem Rassismus, dem NSU und dem Thema »Gedenkkultur« auseinandersetzen und gemeinsam an Perspektiven für von rassistischer Gewalt betroffene Menschen arbeiten. Das partizipativ angelegte Projekt *Tribunal NSU-Komplex auflösen* fand vom 17. bis 21. Mai 2017 im Schauspielhaus Köln statt und stellte die Berichte der Betroffenen und Angehörigen, die im tatsächlichen Prozess »zu wenig« oder gar nicht gehört worden waren, ins Zentrum. Eingeklagt werden sollte »das Prinzip einer offenen, durch Migration entstandenen *Gesellschaft der Vielen*«; das Tribunal selbst verstand sich als »ein Ort der gesellschaftlichen Anklage von Rassismus« und zeigte die Kontinuitäten des Rassismus auf.

»funktionierende Stadt, in der Migration den gesellschaftlichen Raum geformt« hat. »Eine Stadt, in der eine zweite, dritte, vierte Generation von Postmigrantinnen und -migranten lebt. Menschen, die nicht nur dageblieben sind, sondern die sich selbstständig gemacht und niedergelassen haben. Eine Stadt, in der der Begriff »Migrationsgesellschaft« längst Realität geworden ist.«

»WIR MÜSSEN AUCH  
ÜBER DIE FRAGE NACHDENKEN,  
WAS EIGENTLICH PARTIZIPATION  
IST, SEIN MUSS UND WAS SIE  
EBEN NICHT IST.«





## PANEL 1 KUNST UND WISSEN DIVERSIFIZIEREN

### REFERENTEN:

Stefan Hilterhaus, *Künstlerischer Leiter und Geschäftsführer PACT Zollverein*  
Ayşe Güleç, *Kultur- und Sozialarbeiterin*  
Bridget Fonkeu, *Wissenschaftliche Mitarbeiterin Technische Universität Dortmund*

Madhusree Dutta, *Künstlerische Leiterin Akademie der Künste der Welt*

### MODERATION:

Aurora Rodonò

Was muss der Kunst- und Kulturbetrieb leisten, um die pluralistische Gesellschaft zu kultivieren und zu verteidigen? Wie können die Künste konkret im Stadtraum wirken – vor dem Hintergrund unserer zeitgenössischen Realität, die geprägt ist durch Migrationsprozesse und globale Ausbeutungsverhältnisse? Wie kann die Kunst intervenieren, und wie ist ihr Verständnis von Diversität? Um diesen Fragen nachzugehen, waren zum Workshop Podiumsgäste eingeladen, die, das kündigte Moderatorin Aurora Rodonò an, »in ihren jeweiligen Arbeitskontexten seit Jahren dafür kämpfen, andere Bilder, andere Sounds, anderes Wissen und andere Körperpraktiken in die Welt zu schicken«.

Madhusree Dutta allerdings, seit März 2018 *Künstlerische Leiterin der Akademie der Künste* in Köln, versetzte der Diskussion gleich zu Beginn einen inhaltlichen Dämpfer: Bereits Begriffe wie »Diversität« und »Migration« und damit Kategorien wie »Zentrum« und »Peripherie« müssten in Frage gestellt werden. Denn: »Jeder Rand ist auch wieder eine Mitte von etwas.« Dutta entlarvte Diversität als »Konstruktion« und Kategorisierung als eine »Frage der Vermessung und der Perspektive«. So lange, wie hegemoniale Strukturen vorherrschten, ende der Kreislauf von Zentrum, Peripherie und neuem Zentrum auch nicht. Die *Akademie der Künste der Welt* verfolge daher eine andere Strategie, um an Diversität zu arbeiten. Das Archivprojekt *found:erased:palimpsest* etwa wird als öffentlich-künstlerisches Projekt kollaborativ mit »öffentlichen Historikern und Historikerinnen« gestaltet. »Da arbeiten wir nicht hori-

zontal, wir reisen nicht zum Rand, sondern wir versuchen, vertikal weiter nach unten zu arbeiten, um Dinge in der eigenen Sphäre auszugraben.« Und dennoch: Generell, so Dutta, sei es für sie schwierig, über Diversität zu sprechen. Dutta lebte zuvor in Mumbai, stammt, wie sie selbst sagt, aus einer »multikulturellen, multilingualen, multireligiösen Metropole« – »und nun komme ich nach Köln, in eine Stadt, in der verlangt wird, nur eine Sprache zu sprechen«.

»Mehrsprachigkeit« – ein entscheidendes Thema der Diversitäts-Debatte. Auch für Bridget Fonkeu. Als *Consultant und Leitungsmitglied der Silent University Ruhr*, die 2015 als autonome Wissens- und Austauschplattform gegründet wurde, um das Wissen geflüchteter Akademiker und Akademikerinnen hörbar zu machen, arbeitet sie am soziokulturellen Gleichgewicht zwischen Migrantinnen und Aufnahme-gemeinschaft. »Die Gesellschaft hier gibt vor, einsprachig und monokulturell zu sein. Aber die Realität ist eine andere.« An der *Silent University* dürfe jede und jeder Vortragende sich in ihrer und seiner (Mutter-)Sprache ausdrücken, für das Publikum wird übersetzt. Das fordere bisweilen Geduld, spiegle jedoch letztlich Deutschlands gemischte (Sprachen-)Gemeinschaft wider, öffne den Geist und fördere die Toleranz.

Multikulturalität bedeute also auch Multilingualität. Für Christian Strüder von den *Flottmann-Hallen Herne* war diese Überlegung das »vielleicht interessanteste Thema des Workshops«. Ein Thema, das häufiger und

ausführlicher diskutiert werden müsse, nicht zuletzt, da die Forderung an die Bevölkerung hierzulande, sich auf andere Sprachen einzulassen, »auch ein Einwand gegen das Integrationsparadigma« sei. Bemerkenswert zudem für Moderatorin Rodonò: Als künstlerisches Projekt übernehme die *Silent University* die Aufgabe von Politik und Staat, nämlich akademische Zertifikate anzuerkennen. »Wer macht da eigentlich seine Hausaufgaben nicht?«

Tatsächlich wurden im Rahmen des Workshops Kunst und Politik immer wieder zusammengedacht. Das wichtigste Fazit: Die Art und Weise, wie wir die Welt mittels Kunst repräsentieren, ist immer auch politisch, abhängig nicht zuletzt auch davon, welche Kollaborationen wir eingehen und welche nicht.

Kooperationen einzugehen, ist auch ein zentraler Aspekt der künstlerischen Arbeit im *Choreographischen Zentrum PACT Zollverein*, das seit Jahren, so Rodonò, »aktiv am Thema einer diversen Gesellschaft arbeitet«. Allerdings bedeute international zu arbeiten etwas anderes als »diversitätssensibel geöffnet zu sein und anti-rassistisch zu arbeiten«. Ein Einwand, dem Stefan Hilterhaus, *Künstlerischer Leiter von PACT*, die Gründungsidee seines Hauses gegenüberstellte: Der Ort sei geschaffen worden, um Künstlerinnen und Künstlern aller Herkunft, aller Metiers und Hintergründe einen adäquaten, geschützten, gastfreundlichen und offenen Raum zu bieten. Dass diese Arbeit auch einen Widerspruch in sich trage, eben weil der Ort auch ein Privileg sei, dessen sei er sich bewusst: »Da komme ich auch nicht raus. Wir können

diesen Widerspruch nur nutzen, um uns auszutauschen und ständige Übersetzungsarbeit stattfinden zu lassen.« Was in der Praxis etwa in der »WerkStadt« umgesetzt wird. Mitten in Essen-Katernberg lädt PACT Menschen aus der Umgebung und aller Herkunft ein, aktiv zu werden – in welcher Form auch immer. »Wir machen da kein Programm, das muss entstehen.« Räume zur Verfügung stellen, sich austauschen, nicht selbst programmieren und das auch aushalten, auch so könne sich eine »Netzstruktur von Menschen aller Herkunft« entwickeln.

Tatsächlich, konstatierte Ayşe Güleç habe sich durchaus schon einiges getan. Theater, so die *aktivistische Forscherin*, würden längst zu postmigrantischen Themen arbeiten

Stelle erst einmal geschaffen, um Interkulturalität zu erreichen, könne man nicht mehr dahinter zurück. *Künstler David Guy Kono* seinerseits erwartet, dass Kunst andere, mehrere Perspektiven aufzeigt. Dass eben nicht der deutsche Regisseur mit Künstlerinnen und Künstlern aus Kamerun arbeitet, sondern für eine Produktion nur Kameruner und Kamerunerinnen engagiert würden. Kein leichter und sicher auch schmerzvoller Prozess.

Wie also könnte eine Lösung aussehen? Für Rodonò lautete das Fazit: Um marginalisierte Stimmen hörbar, lauter zu machen, Gleichgewicht herzustellen, müssten bestimmte Menschen in den Institutionen, an den Unis, Museen und Theatern ihre Stühle ab- und Programme freigeben. Oder, um es

»DIE GESELLSCHAFT HIER  
GIBT VOR, EINSPRACHIG UND  
MONOKULTURELL ZU SEIN.  
ABER DIE REALITÄT IST  
EINE ANDERE.«

und hätten tatsächlich auch ihre Praxis geändert. »Anti-Rassismus betrifft aber alle Strukturen, das ganze Haus.« Da reiche es nicht, Programme anzubieten, bei denen auch mal ein postmigrantischer Schauspieler oder eine Schauspielerin mitmache. »Die Häuser müssen sich ändern, beweglich sein, und ich finde, sie sind verpflichtet dazu, weil es öffentliche Orte sind.«

Doch wie kann die Lösung aussehen? Für Jasmin Maghames, *Dramaturgin am Ringlokschuppen Ruhr*, macht eine Quote in Kultur und Kunst – und nur dort – durchaus Sinn: »Die würde dafür sorgen, dass Migrantinnen und Migranten nicht mehr obsolet sind, sondern gebraucht werden.« Denn wäre eine

mit Güleç zu sagen: Es gehe darum, »Räume abzugeben«, damit »diverse Menschen auch mal das machen, was sie als kulturelle Praxis verstehen, von ihrer Perspektive aus«. Hilterhaus gleichwohl plädierte dafür, bestehende Initiativen und Formate wie die *Silent University* oder die *Akademie der Künste der Welt*, »die für Wirbel sorgen und extrem wichtig sind«, zu verstärken, zu verknüpfen und zu verstetigen. Und er plädiert für reale Ansätze: »Man könnte eine Initiative starten: Wer würde für einige Monate sein Haus abgeben? Ich glaube, das würde tatsächlich etwas bewegen. Und das ist doch motivierender, als zu überlegen, ob wir die Institutionen kippen müssen.«



## PANEL 2

### WESSEN ERBE? NEUER, KRITISCHER BLICK AUF BESTÄNDE, MUSEEN UND GESCHICHTE(N)

#### REFERENTEN:

Dietmar Osses, Museumsleiter  
LWL-Industriemuseum Zeche Hannover  
Dr. Katrin Schaumburg,  
Wissenschaftliche Mitarbeiterin  
Dokumentationszentrum und Museum  
über die Migration in Deutschland e.V.  
(DOMID)

Ahmet Necati Sezer,  
Gründungs- und Vorstandsmitglied  
DOMID

Dr. Sophia Prinz, Koordinatorin  
Mobile Welten, Europa-Universität  
Viadrina Frankfurt/Oder

Dr. Norbert Reichling, Leiter  
Jüdisches Museum Westfalen (JMW)

#### MODERATION:

Prasanna Oommen

Konkrete Beispiele aus der Praxis, engagierte Diskussionen, dokumentierte Ergebnisse: Er war durchaus hoch, der Anspruch, den Moderatorin Prasanna Oommen an die Arbeit der Teilnehmenden ihres Panels stellte. Zu Recht; gelte es doch letztlich, aus all dem »einen kulturpolitischen Auftrag herauszufiltern«. Etwa über die Beantwortung zentraler Fragen wie: Warum können – oder wollen? – Museen heute keine Antwort mehr geben auf Lebensrealitäten? Was muss eingefordert werden? Was müssen wir selbst leisten? Und: Welche Bedingungen behindern eine solche Entwicklung?

einer Organisationsform »von unten nach oben«. Ein Kampf »David gegen Goliath«, ein Kampf um Anerkennung auf Augenhöhe. Die Arbeitsfelder haben sich dabei in den vergangenen drei Jahrzehnten gewandelt. Was zunächst dem Erbe türkischer Migrantinnen und Migranten galt, befasste sich heute mit der Dokumentation »aller Migrationsströmungen nach Deutschland seit 1949«. Doch nach wie vor sei das dafür notwendige gesellschaftliche »Wir-Gefühl« nicht erreicht; sei das eigentliche Ziel – ein eigenes, zentrales Haus – nur Vision.

## »WER BESTIMMT, WELCHE GESCHICHTEN AUF WELCHE WEISE ERZÄHLT WERDEN?«

Vier Referentinnen und Referenten gaben einen Einblick in ihre Arbeit. Allen gemein: der Anspruch, Menschen – mit Migrationsgeschichte oder ohne – im Museum sichtbar zu machen; Geschichten anders, vielleicht sogar neu zu erzählen. Neu auch im Hinblick auf die eigenen Ursprünge: Sowohl DOMID als auch das Jüdische Museum Westfalen (JMW) fußen auf der Initiative von Privatleuten, die, so Ahmet Sezer, Vorstandsmitglied bei DOMID, »Erbe bewahren wollten, bevor es verloren geht«. Und das bewusst in

Aber muss es dieses eine Haus überhaupt geben? Bedürfe es, wie Hans Handke, kulturpolitischer Sprecher der SPD im Rat der Stadt Bochum, einwarf, nicht analog zu den Anwerbeländern gleich »mehrerer Nationalitätenmuseen«? Oder anders: Gäbe es ein einziges Haus – wie, fragte Oommen, würden die unterschiedlichen Nationalitäten dargestellt? »Unabhängig voneinander? Oder geht es nicht vielmehr um ein neues Narrativ?« Und schließlich: Müsse Migration nicht prinzipiell als Basis unserer Gesellschaft anerkannt

werden und daher ihr kollektives Erbe selbstverständlich in alle Ausstellungen einfließen – und nicht nur, so Dietmar Osses, Museumsleiter der Zeche Hannover, »in ein Haus, auf das sich dann alle berufen?« Diskussionsbeiträge, die letztlich in einer Frage gipfelten: Wer bestimmt, welche Geschichten auf welche Weise erzählt werden? Tatsächlich, resümierte Dr. Katrin Schaumburg von DOMID, »ist die Frage nach der Deutungshoheit fundamental in der gesamten Museumslandschaft. Doch selbst wenn ich kollaborativ vorgehe, werde ich immer nur mit bestimmten Individuen zusammenarbeiten. Warum dürfen diese Menschen dann für die ganze Gruppe der Aussiedler sprechen?« Man könne, so ihr Fazit, immer nur Perspektiven aufmachen.

Multiperspektivität aus Prinzip: Ein Ansatz, der, so Osses, wiederum eine weitere Kernfrage impliziere: »Wer will diese Geschichten überhaupt hören?« Sei es nicht etwa so, warf Jörg Schmitz, Leiter der Camera Obscura, ein, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund mit Objekten aus ihrem ursprünglichen Kulturkreis kaum noch etwas anzufangen wüssten? Kein originäres Problem bestimmter Kulturkreise, sondern ein gemeinschaftliches, konterte Dr. Sophia Prinz, Koordinatorin der Ausstellung *Mobile Welten* im Museum Kunst und Gewerbe in Hamburg. »Der bürgerliche Bildungskanon greift nicht mehr.« Tatsächlich gebe es auf die Frage, warum Museen heute so wenig zum Verständnis unserer durch Migration geprägten Welt beitragen, eine »relativ banale Antwort«: »Es liegt auch daran, dass sich die Museen nicht von den Museologien des 19. Jahrhunderts verabschiedet haben; von Museologien, die zeitgleich entstanden sind mit der Idee der Nationalstaatlichkeit, der bürgerlichen Gesellschaft und in der Hochphase des Kolonialismus.« Wer in Epochen, Biografien, in Kunst und Nicht-Kunst denke, könne immer nur Gegensätze darstellen. »Eine Hierarchisierung von Kultur, die sich nicht länger aufrechterhalten lässt, zumindest dann nicht, wenn das Museum seine gesellschaftliche Relevanz nicht einbüßen möchte.«

Und die Lösung? Liege darin, Objekte aus ihren »identitären Zuschreibungen und temporären Klammern zu befreien«, statt Epochen, vielleicht Materialien zu folgen oder historischen Infrastrukturen. Und sie liege in der Öffnung der Häuser für diverse Gruppen: »Das Aufsprengen des bürgerlichen Kanons kann nicht aus der Institution selbst heraus gelingen. Wir brauchen Impulse von außen.« Das Konzept von *Mobile Welten* habe deshalb Kulturschaffende ebenso einbezogen wie Schulen, Forschende und Stadtgesellschaft. In diesem Zusammenhang forderte Oommen nach dem Einwurf von Regisseurin Julia Wisert, dass Beteiligung immer auch eine Frage von »raise, class and gender« sei, eine deutlichere Präzisierung ein: Viel zu häufig werde die Behauptung, eine bestimmte Gruppe habe kein Interesse, als Schutzbehauptung seitens der Programmverantwortlichen aufgestellt, um davon abzulenken, dass marginalisierten Gruppen nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet würde. Das beträfe schlussendlich gesellschaftspolitische Fragen wie »Wer gehört zur Mehrheitsgesellschaft?« Laut Oommen müssten diese Fragen den Willen von



öffentlich geförderten Kultureinrichtungen voraussetzen, »die Interessen und Bedarfe einer vielfältigen Gesellschaft auf Augenhöhe abzufragen«.

Aber kann eigentlich jeder auch jede Geschichte erzählen? Eine »Problematik« seines Hauses, erläuterte Dr. Norbert Reichling, Leiter des JMW, bestünde etwa darin, dass »hier vorwiegend Nichtjuden von der Geschichte der Juden in Westfalen berichteten«. Dass dürfe sich, um auch in den Communitys Akzeptanz zu finden, nicht darauf beschränken, »immer nur die negativen Geschichten« darzustellen. Stereotype vermeiden: Für Osses gelingt dies am besten durch

zwei Hinderungsgründe aus: Zum einen müssten sich Ausstellungen auch rechnen. »Das heißt für mich, dass ich mich auch einem gewissen gesellschaftlichem Mainstream andienen muss; wir können keine Vorreiterrolle übernehmen, das ist für ein öffentliches Museum vielleicht etwas leichter.« Zum anderen stünden Veränderungen oft »langfristige personelle Ressourcen« im Wege, die nicht durch »Flexibilität« überzeugten. Kommunale Stellen, resümierte auch Osses, würden entweder »aus prekärer Not gar nicht neu« oder »für die nächsten 30 Jahre besetzt«. Anders hingegen die Situation des personellen Nachwuchses.

## »DIE FRAGE NACH DER DEUTUNGSHOHEIT IST FUNDAMENTAL IN DER GESAMTEN MUSEUMS-LANDSCHAFT.«

die Einbeziehung von Zeitzeugen. Sich selbst im Museum wiederzufinden, mache die Menschen stolz. Zugleich böte sich so auch die Möglichkeit, Gruppen zusammenzubringen, die in der Realität kaum Berührungspunkte hätten – italienische Gastarbeiterfamilien und Deutsche mit der »Italiensehnsucht« der 50er-Jahre etwa. Migration, wiederholte er, sei dabei unbedingt als »allgemeingültiges Thema« anzusehen, das »immer auf die Fläche« gehöre.

Und wenn dies nicht geschehe? Henry Wahlig vom Deutschen Fußballmuseum machte

Stichwort »Projektitis«: »Es gibt tolle Projekte, angelegt auf zwei Jahre, gerne besetzt mit Volontärinnen, die unglaubliche Arbeit leisten. Damit kann sich das Museum dann schmücken – und anschließend verschwindet das Wissen im Nirgendwo.« Hier bedürfe es dringend »einer Qualifizierung auch auf Leitungsebene«. Der Kampf um »Anerkennung auf Augenhöhe«, zwischen neuen und etablierten Kulturschaffenden, den Sezer zu Beginn angemahnt hatte, er müsse, so das Gesamtfazit, auch innerhalb der Institutionen ausgetragen werden.



### PANEL 3 WER IST »WIR«? IDENTITÄT UND PLURALISTISCHE GESELLSCHAFT

#### REFERENTEN:

Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan,  
Wissenschaftlicher Leiter Zentrum  
für Türkeistudien und Integrations-  
forschung Universität Duisburg-Essen  
Guy Dermosessian, KALAKUTA  
SOUL RECORDS

Veye Tatah, Verlagsleitung  
AFRICA POSITIVE Magazin  
Britta Peters, Künstlerische Leiterin  
Urbane Künste Ruhr  
Uri Bülbül, Sprecher  
Katakomben-Theater Essen

#### MODERATION:

Nesrin Tanç

Wer gehört dazu, wer nicht – und wer will gar nicht? Neue Nationalismen und Segregation prägen viele Regionen Europas, nicht zuletzt die Metropole Ruhr. Was Integration und kulturelle Identität bedeuten, wie Kunst und Kultur agieren sollten und welche Rolle Kulturökonomie, visuelle Sichtbarkeit, soziale Herkunft und rechte Impulse dabei spielen, darüber diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Panels *Wer ist »Wir«? Identität und pluralistische Gesellschaft*. Was als Arbeitsgruppe angedacht war, geriet gleichwohl eher zur Podiumsdiskussion.

Müssten sie den Kulturinstitutionen im Ruhrgebiet eine Schulnote für die Repräsentation der Kultur von Einwandererinnen und Einwanderern aus der Türkei vergeben, welche wäre das und warum? Nesrin Tanç Einstiegsfrage beantwortete Prof. Dr. Hacı-Halil Uslucan, *Wissenschaftlicher Leiter des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung*, speziell für die Türkei mit einer »Zwei minus bis Drei plus«. Zugleich schränkte er ein, dass es eine Vielzahl »kultureller Praktiken von unten« gebe, die es gar nicht bis nach oben schaffen, um gesehen zu werden. »Das ist schwierig mit Schulnoten«, resümierte ihrerseits Britta Peters, *Künstlerische Leiterin der Urbanen Künste Ruhr*. »Aber verglichen etwa mit Hamburg, wo die alteingesessene Stadtgesellschaft eher unter sich bleibt, sind wir hier offener. Das Ruhrgebiet profitiert davon, dass es nicht ein Zentrum gibt, sondern viele Knotenpunkte.« Veye Tatah (*Verlagsleitung AFRICA POSITIVE Magazin*) mahnte jedoch: »Solange Menschen sich nicht begegnen und miteinander reden, wird man sich nicht verstehen.«

halten. Es ist ein Fakt.« Mehr noch: Man sollte nicht die aktuelle Bewegung von rechts zum Anlass nehmen, über Interkultur zu sprechen, sondern die Realität als Grundlage für eine positive Weiterentwicklung nutzen, denn: »Es gibt nichts zu bewerten.«

Ähnlich kritisch äußerte sich der Bochumer Musiker auch im Hinblick auf die von Uslucan betonte Bedeutung visueller Mehrsprachigkeit, die dieser beispielhaft am Projekt *Linguistic Landscapes* festmachte: Dazu wurden 25.000 Schilder im Ruhrgebiet fotografiert. Neben deutschen Beschilderungen gab es englische oder französische, selten türkische oder arabische. Offenbar, so Uslucan, werde nicht jede Fremdsprache gleichermaßen wertgeschätzt – was Dermosessian hinterfragte: »Will eine Person denn visuell repräsentiert werden?« Er selbst würde nicht darauf warten und dies auch nicht für andere tun. Anders fiel das Resümee von Ronny Schneider, *stellvertretender Vorsitzender der SPD-Ratsfraktion Dinslaken*, aus: »Wenn etwas eine sinnliche Dimension bekommt, kann man nicht mehr daran vorbeigehen. Im Urlaub fühlen wir uns ja auch eher zu Hause, wenn wir etwas auf Deutsch lesen.«

Repräsentation bedeute für sie immer, etwas stellvertretend vorzustellen, führte Peters den Gedanken Dermosessians weiter. »Davon sollten wir wegkommen, hin zu einer Präsenz. Das erhoffe ich mir von Kunstprojekten.« Sichtbarkeit, so Tatah, beginne dabei bereits mit der Konzeption: »Wenn nur wenige entscheiden, gibt es nicht genug verschiedene Perspektiven. Darum sollten schon am Entscheidungstisch Akteurinnen und Akteure aus verschiedenen Kulturkreisen dabei sein.« Sie habe, warf Wiltrud Apfeld, *Leiterin des Kulturraums die flora*, ein, allerdings Schwierigkeiten damit, dass Gegensätze aufgebaut werden. »Es ist nicht so, dass die Institutionen sich nicht öffnen – sie würden gerne. Aber wenn ich versuche, jemanden zu kriegen, der interkulturelle Arbeit macht, bekomme ich keine Stellen.« Der Beteiligungsprozess, so Bülbül, müsse ernsthaft und vor allem gerecht umgesetzt werden: »Die Landesregierung schießt Geld in die Öffnung ihrer Kulturstätten, es werden ein paar Alibileute geholt und ein Post-it draufgeklebt: Seht mal, wie schön wir uns öffnen. Ich vermisste, dass wir tatsächlich demokratisch und pluralistisch werden.«

Die Gründe für bestehende Missverhältnisse in der Kultur machte Uslucan dabei vor allem an sozialen Unterschieden fest: Hochkultur werde in der Regel von älteren, besser verdienenden Menschen genutzt; Migranten seien jünger, kämen aus anderen Schulsystemen, hätten oft ein anderes Kulturverständnis. »Wir sollten nicht unreflektiert die Vorstellungen der Mehrheitsgesellschaft empowern – so werden die anderen zu wenig gesehen. Ich wünsche mir mehr Selbstkritik der hiesigen kulturellen Einrichtungen.« Dies sei in der Tat ein großes Problem, stimmte Peters zu. Vermittlungsangebote seien zwar wünschenswert, jedoch sei sie keine Missionarin. »Ich sehe mich als Kuratorin, will Zusammenhänge herstellen. Aber das Ende ist ergebnislos.« Bei der für 2019 geplanten Ausstellung *Das Ruhrding* etwa gehe es um das Thema »Territorium«: In 20 Projekten stellen sich Künstlerinnen und Künstler im öffent-

lichen Raum vor, darunter auch ein türkischer Künstler – jedoch nicht wegen seiner Herkunft, sondern, weil er das Thema umsetze. Überhaupt: Warum, so Peters, müsse es einen eigenen Bereich Interkultur geben? »Interkultur sollte Teil der Kultur sein. Es ist gut, Interkultur zu fördern und dafür zu sensibilisieren, aber es wäre besser, wenn man das irgendwann nicht mehr braucht.« Dermosessian ging noch weiter: »Vielleicht muss es einen neuen Begriff für beides geben, den wir uns gemeinsam ausdenken.« Warum die Metropole Ruhr noch nach Integration frage, während etwa in Berlin ein Festival der jüdischen Community längst propagiere: *Desintegriert euch!* – auch dazu hatte Dermosessian eine klare Haltung: »Ich weiß nicht, warum wir über Integration sprechen. Im Alltag habe ich das Gefühl, viel weiter zu sein.« Uslucan hingegen bewertete die Aktion als Provokation: »Wenn man das zu Ende denkt, ist es kaum möglich, so zu leben.«

»Wer seine Identität bewahrt, grenzt sich ab. Wie können wir das mit Integration verbinden?«, fragte abschließend die *Bloggerin* Dr. Claudia Posca. Eine Antwort fand erneut Dermosessian: »Wenn wir Identität neu definieren, dann brauchen wir keine Integration, sondern halten es aus, dass wir

aus multiplen Identitäten bestehen.« Ähnlich argumentierte der *freie Kurator* Georg Herzberg: »Kulturelle Identität ist nicht zu greifen, weil sie permanent im Wandel ist.« Und auch Peters resümierte abschließend: »Es gibt keine kulturelle Identität, denn Kultur bedeutet Veränderung. Der Begriff ist stark von rechts in die Debatte gebracht worden, und das auf unangenehme Art und Weise. Wir sollten uns nicht darauf einlassen.«



»WENN WIR IDENTITÄT NEU  
DEFINIEREN, DANN BRAUCHEN  
WIR KEINE INTEGRATION,  
SONDERN HALTEN ES AUS,  
DASS WIR AUS MULTIPLLEN  
IDENTITÄTEN BESTEHEN.«

Begegnungsräume schaffen – eine zentrale Aufgabe der Kultur. Doch ist es, so Tanç, überhaupt noch notwendig, von Interkultur zu sprechen, wenn in Metropolen wie Berlin und Hamburg die »Desintegration« gefeiert werde? Kultur, resümierte Uri Bülbül, *Sprecher des Katakomben-Theaters Essen*, dürfe sich nicht institutionalisieren lassen: »Ich bin schlecht integriert und möchte auch gar nicht dazugehören und diese Institutionalisierung akzeptieren.« Für Uslucan keinesfalls der richtige Weg, bedeute Integration doch nicht, sich anzugleichen, sondern teilzuhaben – »warum soll man das nicht wollen?« Einzig die Voraussetzungen müssten stimmen. Für Guy Dermosessian von *KALAKUTA SOUL RECORDS* stellt sich die Frage nach Interkultur gar nicht erst: »Ich verwende den Begriff der »Realität«, weil nicht mehr zur Debatte steht, wie wir damit umgehen oder was wir davon





## PANEL 4 WEM GEHÖRT DAS? INSTITUTIONEN UND DEUTUNGSHOHEIT

### REFERENTEN:

Jan-Philipp Possmann, *Künstlerischer Leiter und Geschäftsführer zeitraumexit*  
Emilia Hagelganz, *Künstlerische Leiterin Labor für sensorische Angelegenheiten (Labsa)*  
Betty Schiel, *freie Kuratorin (Labsa)*  
*Wem gehört die Kunst?:*

Sebastian Brohn, *Ringlokschuppen Ruhr*  
Christina Danick, *Urbane Künste Ruhr*  
Ulrike Günther, *freie Regisseurin*  
Moritz Kotzerke, *freier Künstler*  
Stefan Schroer, *Netzwerk X*

### MODERATION:

Wendpanga Eric Segueda

Wer hat die Deutungshoheit in der Kunst? Wer hat die Macht, zu definieren, was Kunst ist und was nicht? Wer wählt aus, was an Kunst konsumiert werden soll? Auf verschiedenen Ebenen sollten diese grundsätzlichen Fragen im Panel *Wem gehört das? Institutionen und Deutungshoheit* diskutiert werden. Acht Referentinnen und Referenten waren geladen: Mitarbeitende etablierter Institutionen, aber auch freie Künstlerinnen und Künstler. Und wer hegemoniale Deutungsstrukturen thematisierte, wollte selbst eine gleichberechtigte Diskussion auf Augenhöhe als Ausgangsposition: Nicht vom Podium herab wollten die Vortragenden die übergeordneten Fragestellungen erörtern, sondern im Rahmen eines Sitzkreises sowie im Zuge eines »performativen Settings«, für das vier Kleingruppen mit wechselnden Referierenden zu den Themen »Geld«, »Solidarität«, »Strukturen« und »Kunst« gebildet wurden. Eine Ausgangssituation, die, wie sich zeigen sollte, deutlich mehr mit der Realität gemein hat, als zunächst angenommen.

Müssen es immer die Institutionen sein, die darüber entscheiden, was Kunst ist und wie sie gefördert wird? Oder gibt es auch andere Möglichkeiten? Wie sieht es etwa mit den Künstlerinnen und Künstlern selbst aus? Ein Prinzip, das zumindest im *Labor für sensorische Angelegenheiten (Labsa)* augenscheinlich funktioniert. *Theatermacherin* Emilia Hagelganz: »Kunst und Kultur wird heute vom Bürgertum für das Bürgertum gemacht. Für mich sind aber Menschen interessant, die aus anderen Gruppen kommen, aus einem anderen Umfeld. Das sind die interessanten Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen.« So komme etwa ein Workshop für *Coupé Décalé*, einer Mu-

sik- und Tanzform, die in Paris von Musikschaffenden der Elfenbeinküste kreiert wurde, zustande. Hagelganz: »Da haben wir sehr schnell verstanden, dass wir diejenigen sind, die integriert werden müssen.« Ein Fazit, dem Moderator Wendpanga Eric Segueda nur zustimmen konnte: »Integration ist immer gegenseitig.«

Auch das Projekt *Wem gehört die Kunst?* will die Künstlerinnen und Künstler selbst zu den eigentlich Agierenden des Diskurses machen. »Wir entwickelten alternative Formate und Methoden, die die Lebens- und Arbeitsverhältnisse von Kulturschaffenden wirklich verbessern könnten. Zum Beispiel die *gemeinsame Mittelvergabe*. Der Grundgedanke dabei ist es, die Antragstellenden selbst zu ermächtigen über die vorhandenen Mittel zu entscheiden«, erklärte Sebastian Brohn vom *Mülheimer Ringlokschuppen Ruhr*. Konkret bedeutet das: »Wir wollten ein Gegenmodell zur Abhängigkeit von Jurys schaffen. Wir fanden es bedenklich, dass die Kreativwirtschaft, die nun in NRW mit der individuellen Förderung von Künstlerinnen und Künstlern beauftragt ist, darüber entscheiden kann, was förderungswürdige Kunst ist. Im Verständnis der meisten der rund 90 Partizipierenden entzieht sich Kunst grundsätzlich der Marktlogik. Im Zugriff der Kreativwirtschaft sehen wir die Gefahr der Umdeutung von Kunst hin zur markttauglichen Kategorie des Kreativen.« Die Projektpartner – *Ringlokschuppen Ruhr*, *Urbane Künste Ruhr*, *Netzwerk X* sowie *freie Künstlerinnen und Künstler* – haben deshalb gemeinsam mehrfach erfolgreich verschiedene Fördermittel beantragt, unter anderem auch bei *ecce*, um die Kulturschaffenden durch den Prozess

der gemeinsamen Mittelvergabe dann selbst darüber entscheiden zu lassen, wie das Geld verteilt wird.

Einen anderen Ansatz verfolgte zu Beginn dieses Jahres das Projekt *Artfremde Einrichtung* im Mannheimer Kulturzentrum *zeitraumexit*: Hier konnten Bürgerinnen und Bürger darüber befinden, was für sie Kunst und damit förderungswürdig ist. »Wenn kulturelle Einrichtungen wie unsere nur existieren können, weil sie von der öffentlichen Hand finanziert werden, wenn wir also vom Steuergeld der Bürgerinnen und Bürger leben, dann muss es doch auch möglich sein, dass die Menschen mitentscheiden können, was passiert«, resümierte der *Künstlerische Leiter* Jan-Philipp Possmann. Und so öffnete der kleine etablierte Kulturort von November 2017 bis Juni 2018 seine Räume für alle, die Lust hatten, ein Projekt zu gestalten – vom Kunstprojekt bis zum Business-Start-up, vom Tanztée bis zur Werkstatt. Einzige Bedingung: Die Allgemeinheit konnte bei regelmäßigen Versammlungen entscheiden, welche Ideen umgesetzt wurden.

Aus der Mitte der Kulturschaffenden heraus oder von unten nach oben: Dass alternative Entscheidungsverfahren möglich sind, belegten die vorgebrachten Beispiele eindrücklich. Dass die Frage nach der Deutungshoheit jedoch letztlich immer mit der Frage »Wer vergibt das Geld?« verbunden ist, zeigte sich in den anschließenden Diskussionsgruppen – unabhängig von den jeweiligen Themenschwerpunkten. So resümierte etwa Salomon Bausch von der *Pina Bausch Foundation*: »Kunst ist ja eigentlich das Wichtigste. Wir haben aber nur über Geld gesprochen und über die Frage: ›Wer entscheidet eigentlich über Geld?‹ Denn da, wo das Geld ist, da ist die Kunst, die wichtig und relevant ist.« Es gehe, fasste auch Betty Schiel (*Labsa*) zusammen, immer »um Geld und damit auch um Macht. Und wo es um Macht geht, fehlt oft die Solidarität«. Ein Missverhältnis, das durch das System der finanziellen Förderung noch weiter vorangetrieben werde, berichtete *Künstler* Thomas Lehmen: »Vorhandene Förderstrukturen machen Solidarität in vielen Bereichen unmöglich.« Andererseits könne man es auch positiv formulieren, so Possmann: Bestimmte Strukturen, wie etwa die im Projekt *Wem gehört die Kunst?* erprobte *gemeinsame Mittelvergabe* »begünstigen auch eine Zusammenarbeit, so dass Konkurrenz gar nicht notwendig wird«. Ein Fazit und ein Verteilungsverfahren, mit dem sich tatsächlich viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer anfreundeten konnten. »Ein Projekt muss immer innovativ sein, um Fördermittel zu erhalten. Es sollte am besten auch noch einen kommerziellen Mehrwert haben und viel Publikum ziehen«, kritisierte Johanna Knott vom *Hartware MedienKunstVerein Dortmund*. »Dem gegenüber steht der Prozess der gemeinsamen Mittelvergabe, bei der Antragsteller sich auf Augenhöhe begegnen und miteinander ins Gespräch kommen. Da bekommt man einen Überblick darüber, was in der Szene gerade passiert und kann vielleicht sogar Symbiosen finden. Hier ist die Projektvergabe transparent im Gegensatz zur Mittelvergabe, bei der eine Jury in einem kleinen Raum hinter verschlossenen Türen Entscheidungen trifft.« Um größt-

mögliche Partizipation zu erreichen, so der Konsens, müssten die Entscheidergruppen alle Milieus, alle Schichten, alle Altersklassen in die Entscheidungswege einbinden. Oder aber man ändere die Strukturen eigenständig. Johanna Yasirra Kluhs von *Interkultur Ruhr*:

vorgestellt, diskutiert, und dann haben die Leute gewechselt, und wir mussten uns wieder vorstellen«, berichtete etwa Andreas Felix Kroll, *Projektleiter Akademie der Kulturen NRW*. »Das war bizarr und manchmal am Thema vorbei.« Eine

## »VORHANDENE FÖRDERSTRUKTUREN MACHEN SOLIDARITÄT IN VIELEN BEREICHEN UNMÖGLICH.«

»Vielleicht sollte man sich zu großen Gruppen zusammensetzen und Anträge über Millionenbeträge stellen, um dann das Geld selbst zu verteilen.«

Dass gleichberechtigte Arbeit in Gruppen dabei alles andere als einfach ist, sollten die Teilnehmenden gleichwohl später als zweites großes Fazit des Panels in die Tageszusammenfassung geben: »Wir haben uns

Gesamtsituation, die der Realität, der alltäglichen Arbeit sehr nah komme. Jan-Philipp Possmann: »Es gab hier Situationen, die ich in Arbeitsprozessen immer wieder erlebe: Wir haben hier fünf Minuten diskutiert, und dann kommt einer dazu, der will auch mitmachen. Wie können wir den jetzt integrieren?«





## ZUSAMMENFASSUNG DER GRUPPEN IM PLENUM UND DISKUSSION



Was können Kulturorte tun, um eine *Gesellschaft der Vielen* zu verteidigen? »Was«, fragte Tagesmoderatorin Nina Sonnenberg, »haben die gemeinsamen Workshops zur Beantwortung dieser Frage beigetragen?« Konkrete »große Lösungen«, gestand sie gleichwohl ein, könne niemand als Ergebnis eines einzigen Tages erwarten. Und so waren es tatsächlich vor allem Ideen, Möglichkeiten, Wünsche und Forderungen, die in den Panels formuliert worden waren. Eine Sammlung wichtiger Handlungsempfehlungen. Mit einem gemeinsamen Ziel: die grundlegende Umgestaltung von Gesellschaft und Kulturlandschaft.

Vier Arbeitsgruppen, vier Fragestellungen und doch kristallisierten sich in allen Gruppen immer wieder die gleichen, zentralen Themen heraus. Es ging auf dem Podium, in Flüstergruppen, im Stuhlkreis um Deutungshoheiten, Sichtbarmachung, Selbst-

Schritt sei die Hinterfragung bestehender Begrifflichkeiten und Strukturen. »Wir brauchen eine neue Plattform, eine neue Grundlage, die wir gemeinsam weiterentwickeln; das ist effizienter als im Bestehenden herumzuvorbessern.« Uri Bülbül (*Katakomben-Theater*) ging in seinen Forderungen allerdings noch deutlich weiter: »Ich verlange eine Veränderung der Institutionen und eine Infragestellung von Intendantentheater. Kunst muss demokratischer gestaltet werden, auf Augenhöhe. Das gilt auch für die Art, wie wir Kunst bewerten.«

Ähnlich lautete das Fazit in der Arbeitsgruppe *Kunst und Wissen diversifizieren*. Insbesondere in Sachen Begrifflichkeiten. Moderatorin Aurora Rodonó: »Menschen werden nicht als Migrantinnen und Migranten geboren, sondern dazu gemacht.« Identitäten

diverses Erfahrungswissen nutzen und Institutionen neu denken«. Und mehr noch: Es gehe, resümierte Stefan Hilterhaus (*PACT Zollverein*), auch um eine Art »Botschafterfunktion«, um neue Strategien und Formate. »Warum müssen Museen eigentlich immer die Aufgabe erfüllen, die ihnen originär zugeschrieben wird? Oder gibt es nicht darüber hinaus andere Konzepte, wie man Leute integrieren kann? Bibliotheken etwa haben mittlerweile wirklich superspannende Ideen.«

Eine Frage, die im Panel *Wessen Erbe?* gleichfalls wichtiges Thema war. Dr. Sophia Prinz (*Mobile Welten*): »Wir haben sehr ausführlich diskutiert, wie man auch mit bestehenden Sammlungen so umgehen kann, dass Migration oder Transkulturalität nicht etwas Besonderes ist, sondern als etwas dargestellt wird, was jeder Kultur und jeder Gesellschaft zugrunde liegt. Wie man Multiperspektivität im Medium Ausstellungsraum sichtbar machen kann.« Damit dies gelinge, müssten traditionelle museale Kategorien überwunden, neue Perspektiven auf bestehende Sammlungen gefunden, anders gesammelt und neue Lesarten entwickelt werden – »und dabei muss klar sein, dass es keine richtige oder einzige Lesart gibt«. Es sei entscheidend, ergänzte Dr. Katrin Schaumburg (*DOMID*), auch »unerwartete Geschichten« zu erzählen, nicht aus »Effekthascherei«, sondern um »marginalisierte Stimmen sichtbar zu machen«.

Zudem müsse sich die »Vielheit der Gesellschaft« auch in der Personalstruktur abbilden. Dass dies, so Moderatorin Prasanna Oommen, bislang keinesfalls der Fall sei, habe bereits das »sehr homogen besetzte Panel« als solches veranschaulicht. Es brauche, lautete das Fazit der Teilnehmenden, »diverse Teams« und unterschiedliche Expertisen. Schaumburg: »Das heißt auch, dass man aktiv nach solchen Menschen suchen, junge Leute entsprechend ausbilden muss.« Einstellungsvoraussetzungen für Stellen müssten »richtig« beschaffen, Strukturen nachhaltig und attraktiv sein. Und: Es bedürfe der Wertschätzung von Menschen, auch in finanzieller Hinsicht.

**»KUNST MUSS  
DEMOKRATISCHER GESTALTET  
WERDEN, AUF AUGENHÖHE.  
DAS GILT AUCH FÜR  
DIE ART, WIE WIR  
KUNST BEWERTEN.«**

verständlichkeit, neue Lesarten, Gleichberechtigung, auch um Hinderungsgründe und vor allem: immer wieder auch um Mittel. Sicher sei, resümierte Guy Dermosessian (*KALAKUTA SOUL RECORDS*) stellvertretend für die Teilnehmenden des Panels *Wer ist »Wir«?*, dass sich etwas ändern müsse. »Was genau, steht immer noch im Raum; aber vielleicht ist einer der ersten Schritte in diesem Veränderungsprozess ja, sich einzugestehen, dass wir wirklich nicht wissen, was genau«. Ein weiterer

seien deshalb nicht einheitlich, Diversität an sich bereits ein Konstrukt – »was letztlich auch bedeutet, dass wir es hier mit einer viel größeren Komplexität zu tun haben, als uns vielleicht zunächst bewusst ist«. Eine Komplexität, die es zwingend notwendig mache, Kunst »als soziale und politische Praxis zu verstehen und diese Sphären nicht voneinander zu trennen«. In diesem Zusammenhang, so Ayşe Güleç, müsse man »vorhandene Privilegien verlernen, Identitäten weglassen,

»Es gibt nach wie vor viel zu viele kurzfristige Projekte. Wissen geht immer wieder verloren.« Dem ständen andererseits langfristige, starre Personalstrukturen gegenüber, zeigten sich gerade auf Leitungsebene oftmals viel zu wenig Flexibilität und Offenheit. Kurzum: »Es geht nicht immer nur um *Outreach*; es geht auch um *Inreach*.«

Wertschätzung für Menschen und ihre Arbeit. Auch für Hilterhaus ist dieser Punkt essenziell: »All das sind große Veränderungen. Deshalb ist es wichtig, bereits vorhandene Initiativen zu verstetigen und einzubinden und eben nicht zu warten, bis sich die großen Institutionen verändert haben.« Dass dies bislang selten geschieht, habe sich längst zu einem existenziellen Problem für viele Akteurinnen und Akteure entwickelt. Sema Atik, *Organisatorin der Buchmesse Ruhr* und Teilnehmerin am Panel *Wer ist »Wir«?*: »Die *Buchmesse Ruhr* pausiert, aus diversen Gründen. Einer davon ist, dass es für uns in den vergangenen elf Jahren immer wieder schwierig war, an Gelder zu kommen. Man kannte uns. Und trotzdem hat es nicht gereicht.« Um solche und andere kulturellen Aktivitäten zu erhalten, müssten sich, so Atik, bestehende Institutionen öffnen. »Es ist alles da: Die Ressourcen sind da, die Menschen sind da, und sie wollen auch etwas leisten in dieser Gesellschaft. Man muss sie nur annehmen können und wissen, wie man sie annimmt.«

Stichwort: Solidarität. Einer der Themenschwerpunkte auch der Arbeitsgruppe *Wem gehört das hier?* Regisseurin Ulrike Günther: »Wir haben uns im Bezug auf bestimmte Förder-

strukturen, die vielleicht eine Vereinzelung der Künstler begünstigen, die Frage gestellt, ob man nicht unter Umständen effektiver arbeiten kann, wenn man es gemeinsam und solidarisch tut.« Dass die immer wieder neue Integration von »Anderen« in eine bestehende Gruppe jedoch keinesfalls einfach umzusetzen sei, dass man sich gezielt fragen müsse, wie man Menschen einbindet, wie man gemeinsam weitermacht, habe jedoch bereits das interaktive Format des Workshops mit den zwischen den Gruppen wechselnden Re-

**»MENSCHEN WERDEN  
NICHT ALS MIGRANTINNEN  
UND MIGRANTEN  
GEBOREN, SONDERN  
DAZU GEMACHT.«**

ferierenden gezeigt. »Eine gute Erfahrung mit enormem Frustrationspotenzial.« Mitgenommen habe sie unter anderem folgendes Fazit: »Kulturorte sind wie Felder, sie vertragen keine Monokultur.« Umso wichtiger sei es, so der Appell von Nesrin Tanç, Moderatorin des Panels *Wer ist »Wir«?*, dass die »diverse Konstellation dieser siebten *Kulturkonferenz* auch auf der nächsten keinesfalls ausbleibt, unabhängig davon, um welches Thema es dann geht.





»KULTURORTE SIND WIE  
FELDER, SIE VERTRAGEN KEINE  
MONOKULTUR.«



VERANSTALTER

REGIONALVERBAND  
**RUHR**

Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen



IN ZUSAMMENARBEIT MIT

WE ARE ONE  
**Inter**  
Interkultur Ruhr

### IMPRESSUM

Regionalverband Ruhr  
Die Regionaldirektorin  
Kronprinzenstraße 35, 45128 Essen  
Fon +49 (0) 201 20 69-0  
Fax +49 (0) 201 20 69-500  
www.rvr.ruhr

### VERANTWORTLICH

Referat 4  
Nicole Buron, Sira Theurich  
buron\_n@rvr.ruhr  
Fon +49 (0) 201 20 69-342

Interkultur Ruhr  
Johanna-Yasirra Kluhs  
Fabian Saavedra-Lara  
Jürgen Fischer

### TEXT

Redaktionsbüro Schacht 11

### KONZEPT UND GESTALTUNG

MK kommunikation, Melanie Kemner  
Oktober Kommunikationsdesign GmbH

### LEKTORAT

Nadja Grizzo

### FOTOS

Jochen Tack

### DRUCK

B&W Druck und Marketing GmbH